

(Nachdruck verboten.)

66)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Am folgenden Tage stand Saccard wieder zuversichtlich lächelnd auf seinem Posten und hob durch erhebliche Käufe den Kurs um dreißig Frank. Trotz aller Anstrengungen ging er aber am fünften Januar um vierzig Frank zurück, die Univerfelle stand nur noch auf dreitausend. Von nun ab erneuerte sich der Kampf Tag um Tag. Am sechsten stieg die Univerfelle wieder. Am siebenten und achten ging sie abermals herunter. Eine unaufhaltbare Bewegung zog sie allmählich und stetig die schiefe Ebene hinab. Sie sollte zum Sündenbock für den allgemeinen Wahnsinnsrausch dienen, für die Unthaten anderer, minder hervorragender Gründungen, die beim üppigen Aufwuchern aller möglichen verdächtigen Unternehmungen unter der Gluthitze der Reklame riesengroßen Pilzen gleich aus dem faulenden Boden des Kaiserreichs emporgeschossen waren. Saccard aber, der nicht mehr schlief und an jedem Nachmittage seinen Kampfposten an jenem Pfeiler wieder einnahm, lebte im Wahn eines immer noch möglichen Sieges. Wie ein von der Vortrefflichkeit seines Planes überzeugter Feldherr wich er nur Schritt für Schritt zurück und opferte seine letzten Streitkräfte, die letzten Geldsäcke aus den Kassen der Gesellschaft, um den heranstürmenden Angreifern den Weg zu verperrern.

Am neunten trug er wieder einen entschiedenen Erfolg davon. Die Baisspartei wich ängstlich zurück: sollte die Medio-Abrechnung sich wieder mit dem ihnen abgejagten Raube mäßen? Und Saccard, dessen Mittel auf die Reize gingen, der bereits auf Gefälligkeitsaccepte angewiesen war, wagte nunmehr — wie die Hungrigen in ihren Qualen das Phantasiebild üppiger Gelage sehen — sich selbst das großartige und unerreichbare Ziel seiner Wünsche zu bekennen, nämlich den ungeheuerlichen Plan, das gesamte Aktientkapital aufzukaufen, um die Blankoverkäufer einzufoltern und an Händen und Füßen gefesselt zur bedingungslosen Uebergabe zu zwingen. Vor kurzem erst war bei einer kleinen Eisenbahngesellschaft das Gleiche eingetreten: das Emissionshaus hatte sämtliche Aktien aufgekauft und die Verkäufer außer Stand gesetzt, die Stücke zu liefern, so daß sie sich mit Gut und Blut loskaufen mußten. O, wenn er es fertig brächte, diesen Gundersmann so weit in die Enge zu treiben, bis er ungedeckt spielte! Wenn dieser ihm eines Morgens seine Milliarde zu Füßen legen und demütig flehen müßte, er möge ihm nicht alles wegnehmen und wenigstens für seine zehn Sous Milch pro Tag etwas übrig lassen!

Allein zu diesem Coup waren siebenhundert bis achthundert Millionen erforderlich. Schon zweihundert hatte er in den Abgrund geschleudert, folglich mußten fünfhundert bis sechshundert weitere ins Gefecht geführt werden. Mit sechshundert Millionen legte er also die Juden zusammen, wurde er König der Börse, der Herr der Welt. Welch' gewaltiger Traum! In seinem hochgradigen Fieberwahn war ihm eben jegliches Bewußtsein vom Wert des Geldes abhanden gekommen; er kannte nur noch Figuren, die auf dem Schachbrett hin und her bewegt wurden. In seinen schlaflosen Nächten brachte er jenes Heer der sechshundert Millionen auf die Beine, schickte es um seines Ruhmes willen in den Tod und blieb schließlich Sieger unter Trümmern und allgemeinem Einsturz.

Leider erlebte Saccard am zehnten einen fürchterlichen schweren Tag. An der Börse trug er stets eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit zur Schau, obwohl nie ein Krieg mit solchem lautlosen Ingrimm geführt worden war. Stunde für Stunde ein Morden, überall lauernder Hinterhalt. Bei dieser Stummheit und feigen Vorsehenslächeln, in denen man die Schwachen geräuschlos niedermehelt, lösen sich alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft; es herrscht nur das grausame Gesetz der Stärkeren, welche andre auffressen, um nicht selbst aufgefressen zu werden. So fühlte sich denn Saccard völlig vereinsamt, ohne andre Stütze, um sich aufrecht zu halten, als seine unauslöschliche, unerfüllliche Gier. Am meisten fürchtete er sich vor dem vierzehnten, dem Tage der Prämienabrechnung. Indessen trieb er noch für die drei dazwischen liegenden Tage Geld auf, so daß der vierzehnte den

Krach noch nicht herbeiführte, sondern vielmehr die Univerfelle befestigte, die am fünfzehnten mit einem Kurs von zweitausendacht-hundertundsechzig schloß, also nur etwa hundert Frank niedriger, als am Dezemberschluß. Er hatte eine völlige Niederlage befürchtet und gab sich nun den Anschein, als glaubte er an einen Sieg. In Wahrheit aber trugen zum erstenmal die Baissiers den Sieg davon und strichen endlich Differenzen ein, nachdem sie monatelang Differenzen zu zahlen gehabt hatten. Die Sachlage änderte sich völlig und Saccard mußte sich bei Mazaud „in Kost geben“, so daß dieser jetzt stark engagiert war. Die zweite Hälfte des Januar mußte die Entscheidung bringen.

Seit diesem aufreibenden Kampfe, seit diesen alltäglichen Erschütterungen, die ihn bald in den tiefsten Abgrund warfen und bald wieder heraufwarfen, empfand Saccard jeden Abend ein schrankenloses Bedürfnis, sich zu betäuben. Nie war sein Leben so wild gewesen; überall zeigte er sich, ging in alle Theater und warf in den Nachtrestaurants das Geld mit vollen Händen hinaus, wie einer, der sich allzu reich dünkt. Er wich Frau Karoline aus, deren Vorwürfe ihm lästig waren; sie brachte immer wieder das Gespräch auf die sorgenschweren Briefe ihres Bruders und war selbst über Saccards entsetzlich gefährlichen Kaufsefeldzug außer sich.

Um so öfter kam er mit der Baronin Sandorff in der abgelegenen Parterrewohnung der Rue Caumartin zusammen. Zumeilen flüchtete er sich dorthin, um einzelne Schriftstücke durchzusehen und über gewisse Geschäfte nachzudenken, glücklich in dem Bewußtsein, daß kein Mensch ihn hier stören würde. Dann übermannte ihn der Schlaf; dann schlummerte er ein paar Stunden, die einzigen Stunden wonnigen Vergessens. Die Baronin aber machte sich kein Gewissen daraus, während dieser Zeit seine Taschen zu durchsuchen und seine Briefe zu lesen; denn ihr gegenüber war er ganz stumm geworden, keine einzige nützliche Nachricht konnte sie mehr aus ihm ziehen; sie war sogar fest überzeugt, daß er sie anlog, wenn sie ein Wort aus ihm herausbrachte, und getraute sich infolge dessen nicht mehr, nach seinen Angaben zu spielen. Durch solche Diebstähle an seinen Geheimnissen hatte sie über die Geldverlegenheiten, mit denen die Univerfelle zu ringen begann, sicheren Aufschluß erlangt über das weit ausgehende System von Gefälligkeitswechseln, die vorsichtig im Ausland diskontiert wurden. Eines Abends erwachte Saccard zu früh und ertappte sie beim Durchstöbern seiner Brieftasche. Da ohrfeigte er sie wie eine Dirne, welche das Kleingeld aus der Westentasche stiehlt; von jetzt ab pflegte er sie zu prügeln, was beide aufregte, todmüde machte und dann wieder beruhigte.

Nach der Abrechnung vom fünfzehnten, welche ihr etwa zehntausend Frank wegnahm, begann die Baronin einen Plan auszubrüten. Dieser beschäftigte sie unablässig, so daß sie schließlich bei Zantrou Rat holte.

„Meiner Treu“ antwortete dieser, „ich glaube, Sie haben recht; es ist Zeit, wir gehen zu Gundersmann über... Suchen Sie ihn auf und erzählen Sie ihm die Geschichte, da er Ihnen doch einen guten Rat auf den Tag versprochen hat, wo Sie ihm selbst einen solchen bringen würden.“

Am dem Morgen, als die Baronin sich einsand, war Gundersmann in bissiger Laune. Gestern war die Univerfelle schon wieder gestiegen. Würde man denn niemals mit diesem gefräßigen Raubtiere fertig werden, welches schon so viel von seinem Geld verschlungen hatte und gar nicht sterben wollte? Am Ende war sie im Stande, wieder in die Höhe zu steigen und an Ultimo wieder mit einer Haufe zu schließen! Und er murkte, weil er sich in diesen unheilvollen Wettkampf eingelassen hatte, während es vielleicht klüger gewesen wäre, sich an der neuen Gründung zu beteiligen. Im Glauben an seine gewohnte Taktik und an den unausbleiblichen Endsieg der Logik erschüttert, hätte er sich zu diesem Rückzug verstanden, wenn er noch zurück gekonnt hätte, ohne alles zu verlieren. Sie waren selten bei ihm, diese Augenblicke der Entmutigung, welche die größten Feldherrn am Vorabend des Sieges selbst kennen, wenn Menschen und Dinge ihren Erfolg gebieterisch verlangen. Diese Trübung seines durchdringenden und sonst so klaren Blickes rührte von dem nach und nach sich zusammenziehenden Nebel her, von dem geheimnisvollen Dunkel der Börsenoperationen, hinter welches man nie einen bestimmten

Namen mit voller Gewißheit setzen kann. Ohne Zweifel kaufte Saccard, ohne Zweifel spielte er. Aber geschah das für wirkliche Kunden, oder für die Gesellschaft selbst? Er war jetzt inmitten des von allen Seiten zugetragenen Klatsches völlig ratlos. Die Thüren seines gewaltig großen Arbeitszimmers wurden heftig zugeschlagen, das ganze Personal bebte vor seinem Zorn, die Kommissionäre wurden mit solcher Grobheit aufgenommen, daß ihr gewohnter Vorbeimarsch in regellose Flucht ausartete.

„So? Sie sind's!“ sagte Sundermann ohne jede Höflichkeitsformel zur Baronin. „Heute habe ich keine Zeit mit Weibern zu verlieren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Rund um London.

Die räumliche Ausdehnung der kontinentalen Millionenstädte mit ihrem Kranz von Vororten steht beträchtlich zurück hinter der gewaltigen Fläche, die die Handelsstadt an der Themse bedeckt. Schon die Einwohnerzahl von 6 Millionen läßt auf den gewaltigen Häuserkomplex Londons schließen. Dazu kommt, daß es Gebäude mit mehreren Stockwerken eigentlich nur in der City und ihrer näheren Umgebung, also in den Stadtvierteln giebt, die durchweg Geschäftszwecken dienen und jedenfalls nur wenige Privatwohnungen aufzuweisen haben. Im allgemeinen ist wie in ganz England so auch in London das Einfamilienhaus vorherrschend, ein kleines, meist komfortables Gebäude, das im Parterre gewöhnlich zwei größere Wohn-, auf der einzigen oberen Etage 3—4 kleinere Schlafräume enthält. Die großen Mietskasernen, deren typische Repräsentanten die bis zu 25 Stockwerken hohen Wollenträger New Yorks sind und die sich auch hier zu Lande, wenn auch nicht gerade im amerikanischen Stile, eingebürgert haben, kennt man in London nicht, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die dortigen Wohnungsverhältnisse, insbesondere sofern die ärmeren Klassen im Ostende der Stadt in Betracht kommen, rosig zu nennen seien. Es liegt jedoch auf der Hand, wie das vorherrschende System des Einfamilienhauses die räumliche Ausdehnung einer Stadt von der Bevölkerungsziffer Londons geradezu ins Ungemessene steigern muß, und man versteht, wie für manche Stellen der Radius Londons bis auf 30 englische Meilen bemessen wird. Berücksichtigt man daneben die ungeheuren Mengen Staubes, die der gewaltige Verkehr der Miesenstadt notwendig entwickeln muß, die enormen Quantitäten pulverisierter Kohlentelchen, die das schwere englische Heizmaterial aus den Millionen von Schornsteinen in die Lüfte sendet, die dicken Ausdünstungen aus der sumpfigen Flußmündung, auf deren Grund London erbaut, Umstände, die zusammenwirkend jene tiefe und schwere Dunstwolke über der Miesenstadt erzeugen, die nur die frische Seebriese der Nacht auf eine kurze Stunde zu lichten im Stande ist, so sollte man meinen, der Drang des Londoners, die vielfach reizvolle Umgebung der Millionenstadt an den freien Sonntagen aufzusuchen, würde sich zum mindesten ebenso lebhaft äußern, als dies bei dem lebenslustigen Pariser und unfremd gemüthlichen Berliner der Fall ist.

Dem ist jedoch nicht so. Zunächst trägt daran der englische Puritanismus in der sog. Sonntagsheiligung die Schuld. Heute noch sind z. B. sogar in London die Wirtshäuser an Sonntagen nur während der Stunden von 1—3 und 6—11 geöffnet, während im Lande die Beschränkung selbst in den großen Städten wie Manchester und Liverpool eine noch bedeutendere ist. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß das englische Wirtshaus vorwiegend als Trinkstube gilt, also bei weitem nicht die ökonomische Rolle des deutschen Speisehauses, des „Restaurants“, spielt. Dann wurzelt auch die Gewohnheit, den Sonntag zur bloßen Ruhe oder zu religiösen Zwecken zu verwenden, sehr tief im englischen Volke, das in seiner überwiegenden Mehrzahl auf dem heidnischen Boden der Bibel steht und für den skeptischen Nationalismus, wie er die Signatur des religiösen Lebens in Deutschland ist, wenig Verständnis besitzt. Hindernd auf den Sonntagsverkehr wirkt ferner die Art und Weise, wie das Eisenbahnwesen an diesem Tage gehandhabt wird. Der Verkehr der Londoner Vorort- und Stadtbahnen ruht nämlich an Sonntagen während der Kirchengzeit durchweg völlig und auch während der übrigen Stunden bleibt derselbe wesentlich beschränkt, so daß ganz im Gegensatz zu den deutschen Gepflogenheiten an Sonntagen weniger Züge gehen als an den Wochentagen. Dabei sind, da die Eisenbahnen in England sich durchaus in den Händen privatkapitalistischer Gesellschaften befinden, die Fahrpreise ziemlich hohe, jedenfalls beträchtlich höhere als hier zu Lande. So wirken denn eine Reihe von Umständen zusammen, um den Bewohner Londons im Reichthum der Stadt und ihren zahlreichen Parks zurückzuhalten, welsch letztere insbesondere am Nachmittage das Ziel vieler Laufende bilden, denen der Ausflug nach außerhalb zu kostspielig, zu lästig oder zu prosa ist.

Man trifft daher in der Nachbarschaft Londons nicht jene Ueberfülle von Ausflüglern, wie dies in der Nähe Berlins zu sein pflegt. Immerhin beginnt in der letzten Zeit der englische Sonntag zumal in London von seinem puritanischen Charakter langsam zu verlieren und der Trieb nach dem Genuß der freieren Natur zum nicht ge-

ringen Teil unter dem Einfluß des fremden Elements lebhafter zu erwachen.

Ein beliebter Ausflugsort in der unmittelbaren Nähe Londons sind die Kew Gardens, wohl der größte botanische Garten der Welt, umfaßt doch das detaillierte Verzeichnis der dort kultivierten Pflanzen nicht weniger als vier dicke Bände. Zu den häufigen und regelmäßigen Besuchern dieses Gartens gehörte zur Zeit auch der berühmte Naturforscher Charles Darwin, der hier eine große Reihe von Beobachtungen angestellt und wertvolles Material für seine „Entstehung der Arten“ gewonnen hat. Die Kew Gardens sind das typische Bild eines englischen Parks, der sich von dem, was man in Deutschland gemeinhin mit dem Begriff eines solchen verbindet, wesentlich unterscheidet: kein zusammenhängender Baumbestand mit dichtem Buschwerk und Unterholz, sondern weite, saftgrüne Rasenflächen mit spärlich verstreutem, aber künstlerisch geordnetem und in der Farbenwirkung des Blätterwerks genau berechnetem Baumbestand. Ein besonders eingezogener, aber dem Publikum frei zugänglicher Teil des Gartens ist der künstlichen Zucht aller möglichen Gras-, Blumen-, Algen- und sonstiger Gewächsarten gewidmet. Bemerkenswert sind daneben nicht nur die Bestände vielfach sehr seltener Bäume, die sich in England und teilweise auch in Central-Europa sonst nicht finden, sondern auch die gewaltigen, in der Mitte des Gartens angelegten Gewächshäuser für tropische Pflanzen. Hier sind hauptsächlich die verschiedensten Palmenarten und Schlingpflanzen vertreten, und man hat nicht nur die Möglichkeit, zu ebener Erde, sondern auf besonderen Galerien auch unmittelbar unter den gewaltigen Kronen der Palmriesen einherzuwandeln. In dem ausgedehnten Garten giebt es nur einen, und zwar wie alle Etablissements ähnlichen Schlages temperenzlerischen Erfrischungsraum, wo der Besucher seinen Fünftuhr-Thee mit Kaffee zu nehmen pflegt. Dem ganz entgegen der deutschen Gewohnheit ist das nationale Getränk neben dem specifisch englischen Ale, Porter und Whisky nicht der Kaffee, sondern Thee und „Coco“.

Bemerkenswert mag sein, wie das englische Publikum eine Beschränkung der Bewegungsfreiheit in den öffentlichen Instituten in keiner Weise duldet. So hält man es jenseits des Kanals geradezu für ein unverbrüchliches Menschenrecht, in den Parks frischweg über den Rasen zu wandeln, und die geschmackvollen preußischen Warnungstafeln mit ihren polizeilichen Strafandrohungen würden drüber als eine Monstrosität aufgefahrt werden, die das ganze Volksempfinden auf das tiefste emporen würde. Dabei aber hält sich das englische Publikum streng an die Weisungen, wie sie die Verwaltungen sonst aufzustellen für nötig erachten, ein Beweis, wie bei der Species Mensch gerade die Freiheit am erziehllichsten wirkt.

Die Kew Gardens stoßen mit ihrer hinteren Längsseite an die Themse und hier beginnt denn eine der herrlichsten Promenaden, welche die Nachbarschaft Londons aufzuweisen hat. An schönen Sommertagen belebt eine große Anzahl der verschiedenartigsten Segel- und Ruderboote den Fluß, ist doch der Wassersport in England nicht nur überhaupt zu Hause — gerade an dieser Stelle ist das Vermieten solcher Fahrzeuge zu einem besonderen kapitalistisch betriebenen Gewerbe geworden; denn die einzelnen Eigentümer besitzen bis zu 50 und mehr solcher meist sehr eleganter und wertvoller Boote, die in besonderen, in die Flußböschung hineingemauerten Lagerräumen aufgestapelt sind. Zur Rechten das bunte Bild auf dem Fluße, folgt man zur Linken einer Reihe hochherrschastlicher Landhäuser, ein jedes mit einem weiten und wohlgepflegten Garten umgeben, in denen ganz im Stile der englischen Parks gleichfalls der Rasen den Hauptschmuck darstellt. Infolge des wasserreichen Bodens und häufigen Ueberflüssens der Grasflächen erreicht nämlich der englische Rasen eine Leppigkeit und Tiefe der Farbe, die wir in Deutschland nicht kennen und die sich bei den hiesigen Bodenverhältnissen auch niemals erzielen ließe. Die gleiche Ercheinung läßt sich bei dem gleichfalls in größter Dichtigkeit und Leppigkeit auftretenden Epheu beobachten, und es gehört nicht gerade zu den Seltenheiten, von Epheu bis auf den letzten Stein überwucherte Kirchen und Ruinen anzutreffen. Am Ende der Promenade liegt Richmond, eine richtige englische Landstadt mit schlecht gepflasterten Straßen, in denen an den Wochentagen, zumal im Hinblick auf die Nähe Londons, sich ein reges Markt- und Kaufleben abspielt. Allerdings hat der Ort, da er zu den westlichen Vororten zählt, die samt und sonders im Zuge der wohlhabenderen Bevölkerungsschichten liegen, nicht den gleichen Aufschwung zu verzeichnen, wie etwa das in derselben Entfernung von 10 $\frac{1}{2}$  englischen Meilen auf der Ostseite Londons liegende Isford, das innerhalb eines Decenniums von etwa 5000 auf mehr denn 50 000 Einwohner angewachsen ist. Der Grund für das schnelle Anwachsen der Städte in der zweiten Nachbarschaft Londons liegt neben dem Steigen der Bevölkerungsziffer vor allem in der Thatsache, daß im Innern der Stadt der Geschäftskreis immer größer wird. Zunächst hat dies zu einem völligen Zusammenwachsen mit den Suburbs, den eigentlichen Vororten geführt. So spricht Dickens noch von Islington als einem von London getrennten Ort, während beide heute miteinander verwachsen sind. Jetzt drängt die Entwicklung selbst über diesen erweiterten Radius hinaus, wie wir ja auch in Berlin den gleichen Entwicklungsprozeß, wenn auch noch in seinem ersten Stadium zu beobachten Gelegenheit haben.

Ein beliebter Ausflugsort des Londoners ist ferner Bembley Park, der durch seine Nachahmung des Eiffelturmes bekannt ist, wenn diese auch bei weitem nicht die Höhe des Pariser Vor-

bildes erreicht. Einen Hauptziehungspunkt bilden die hier vielfach stattfindenden Pferderennen, die es freilich nicht wie das Derby zu einer europäischen Berühmtheit gebracht haben, für die nähere Umgebung jedoch nichtsdestoweniger einen gleich zugkräftigen Anlaß zu den drüben unvermeidlichen Geldwetten aller Art abgeben. Von der größten vollständigen Beliebtheit sind aber die regelmäßig veranstalteten Volksbelustigungen. Hier hat der Fremde Gelegenheit, nicht nur die Vergnügungen zu beobachten, wie sie den Kindern aus dem Volk jenseits des Kanals geboten werden, das Wettlaufen von Knaben und Mädchen, das Ringen halbwüchsiger Durschen u. a., sondern vor allem mit einem echten und rechten Punsch nach dem Herzen des Engländers Bekanntschaft zu machen. Punschleute sind eigentlich fahrende Komödianten, die mit Marionetten-Theatern umherziehen. Bei besonders feierlichen Anlässen jedoch treten sie selber als Akteure auf, wobei es dann äußerst derb und kräftig herzugehen pflegt. Das „Schauspiel“ besteht gemeinhin in einem einfachen Vorgang aus dem englischen Straßenleben, dem Zwist eines Betrunknen mit einem Passanten, dem Einfangen eines auf der Flucht Gegriffenen u. a. Abgesehen von dieser allgemeinen Idee werden Text und Gang der Handlung ganz dem Zufall und dem Belieben der Spieler überlassen. So beobachtete der Schreiber dieses einmal ein „Wasserpiel“. Am Ufer eines der Teiche im Wembly Park war ein schwimmendes Podium errichtet; ein imitiertem Polizist hatte nur die Aufgabe, irgend wen, dessen Delikt nicht näher qualifiziert war, von jenem Bretterwerk aus wieder einzufangen. Unter derben Puffen und Kniffen und ebenso derben Worten wälzten sich beide wohl eine gute Stunde in dem schlammigen Wasser des Teiches herum zur großen Belustigung von Jung und Alt, die vom Ufer aus nicht verfehlten, die burleske Handlung mit entsprechenden Ermunterungen und Späßen zu begleiten.

Von Wembly Park führt die Straße nach Harrow und Pimmar, Ausflugsorte, die bereits in der weiteren Pannmeile liegen und daher mehr von Radfahrern — die in der Umgebung Londons bei weitem nicht in der Häufigkeit auftreten, wie dies in der Nähe Berlins der Fall ist — oder von „Herrschäften“ per Wagen aufgesucht werden. Die Folge ist, daß die dortigen Gasthäuser etwas vom Stile der Hotels mit ihrem steifen Ceremoniell und hohen Preisen an sich haben. Weiter im Norden der Stadt findet sich Hampstead, mehr schon ein Stadtteil Londons, mit seiner vielbesuchten Heide. Insbesondere an den sogenannten Bauholzdahs, den auf die hohen kirchlichen Feste folgenden freien Tagen, welche letztere in England im Gegensatz zum Brauch auf dem Kontinent keinen kirchlichen Charakter tragen, ist die Hampstead Heide der Sammelpunkt von Volksbelustigungen, wie wir sie von unsren deutschen Jahrmärkten und Kirchweihen her kennen. Ueber Hampstead hinaus geht es durch das im Norden Londons sich hinziehende Hügelland nach Finchley, in dessen unmittelbarer Nähe sich die gewaltigen Friedhöfe befinden, Begräbnisstätten, die sich weit über eine englische Meile im Quadrat erstrecken und mit denen sich unsre immerhin stattlichen Berliner Beerdigungsplätze auch nicht entfernt an Ausdehnung vergleichen können. Im Anschluß an die vorerwähnte Hampstead Heide mag hier auf eine der bekanntesten Tavernen Englands und der Welt, die „drei Spanier“, verwiesen sein, die ihre Berühmtheit Dizens bekannten Bidwidpapers verdanken. Die „drei Spanier“ gehören also zu den wenigen „inns“ vor den Thoren der Stadt, die aus der älteren Zeit noch übrig sind. Das englische Wirtshaus weist durchweg die gleiche charakteristische Gestalt auf. Das gesamte Parterre wird von dem Wirtstotal in Anspruch genommen, dessen Buffet sich in einer mächtigen Hufeisenform durch den ganzen Raum zieht, während der Salon, die private Bar und die öffentliche Bar je durch Holzwände getrennt sind und meist von der Straße aus verschiedene Eingänge besitzen. Tische giebt es kaum; der Gast setzt sich auf einen hohen Schemel an das Buffet oder auf eine fortlaufende Holzbank an die Wand. Bemerkenswert ist, daß das Publikum, ohne daß Differenzen im Warenpreise dies veranlaßten, sich von selber nach den gesellschaftlichen Schichten in die verschiedenen Lokalitäten der „Bar“ einordnet, ein Zeichen, wie ungeheuer tief und mächtig jenseits des Kanals die Klassenunterschiede an der Hand einer durchaus mangelhaften Volksbildung sich gestaltet haben. Diese eine Thatsache eröffnet ein Verständnis für die gewaltigen Schwierigkeiten, die sich in England der Aufgabe entgegenstellen, das Gros der Arbeitermassen aus seiner politischen Lethargie, die nahe an Fatalismus grenzt, aufzurütteln. Damit sind die beliebtesten und, weil in der unmittelbaren Nachbarschaft Londons liegend, am meisten besuchten Ausflugsorte ziemlich erschöpft. In die entfernteren, Crystal palace, Chislehurst, Greenwich u. a. soll unsre Leser eine spätere Darstellung führen.

Dr. S. Laufenberg.

(Nachdruck verboten.)

## Frühlingskur und Aderlass.

Wenn die Natur sich im Frühling verjüngt, überkommt auch die Menschen unwillkürlich ein Gefühl der körperlichen Erleichterung und Befreiung, so oft sie ins Freie hinausspazieren, andererseits ein Gefühl der Ermüdung durch die milde ungewohnte Luft. Namentlich die Bauern, die den langen Winter über hinter dem Ofen gesessen und jeden Luftzug scherv vermeiden haben, fühlen sich matt und schwer in den Gliedern, sobald die ersten lauen Lüfte wehen. Frühlingskuren sind deshalb etwas Atherionisches in der Volksmedizin,

zumal in Oberdeutschland. Die hergebrachte Frühlingskur der Gebildeten in den Städten ist in einem Lieblingsbuch unsrer Väter, in Hegners „Mollenkur“, anschaulich geschildert. Noch heute blüht die Mollenkur in einigen Gegenden, z. B. in Appenzell. Im Frühling ging man täglich am frühen Morgen einige Wochen lang spazieren und trank dazu Wollen oder frische Kräuterkafée oder auch lösende Mineralwässer. Gegen Störungen im Blutlauf, wie Stopschmerz, Schwindel oder Herzklappen, ließ man sich Blutegel oder Schröpfköpfe ansetzen, häufig auch Blut aus der Ader entnehmen.

Anschaulich hat Kufmaul in seinen Jugenderinnerungen die Frühlingskuren des süddeutschen Landvolkes aus eigener Erfahrung geschildert. In der Pfalz ging der Bauer zum Apotheker und ließ sich irgend ein Abführmittel, mit Vorliebe den Wiener Trank aus Senna und Seignettesalz, bereiten; reichte der Trank nicht aus, so mußte der Vater nachhelfen und der Schnäpper, das urdeutsche Instrument zum Aderlass, das nur schwer der feinen Lanzette wich, trat in Thätigkeit. Sein Pfarrer machte es wenig anders. Es gab Pfarrhäuser, wo die Frau Pfarrerin in einem riesigen Topf den Senna-Ausgufz bereitete, der die ganze Familie an einem Tage von den aufgehäuften Schladen des Winters befreien sollte.

Namentlich im badischen Oberlande hielt der Bauer fest an der überlieferierten Frühlingskur mit Schröpfen und Aderlassen. In den alten Stalendern spielte das Aderlassmännlein eine große Rolle, eine menschliche Figur, auf der sämtliche Blutadern, die sich zum Aderlassen eignen, verzeichnet waren, dabei standen Vorschriften, in welchen Monaten das Blut am besten aus dieser oder jener Ader geholt werden sollte. Vom Landvolf wurde der Brauch, das „abgenühte“ Blut von Zeit zu Zeit wegzuschaffen, strikt eingehalten. Man nahm es weg in der Absicht, mit ihm die „Unreinheiten“ und „Schärfen“ aus den Säften zu bringen und es durch reineres und besseres zu ersetzen. Schröpfen und Aderlassen diente zu Regenerationskuren, wie man sich gelehrt ausdrückte.

Im badischen Oberland, aber auch in andren Gegenden, haben sich von altersher viele kleine Bauernbäder erhalten, in die das Landvolf noch heute mit Beginn des Frühjahrs an Sonn- und Feiertagen strömt, der Hofbauer mit der Bäuerin zu Wagen, der kleine Bauer aus Schusters Kappen. In den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts war es noch häufig Brauch bei den Bauern, daß sie zuerst im heißen Bade das Blut nach außen trieben und es dann mit Schröpfen aus der Haut und mit dem Schnäpper aus der Ader holen ließen. Ein reichliches Maß mit gutem Weine beschloß die Kur und brachte frisches Blut in die leeren Schläuche.

Der Aderlass wurde zumeist an der Armene oberhalb des Ellbogens gemacht, nachdem über ihr eine Binde angelegt war. Zu den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln gehörte es, daß man die Kranken stets aufrecht setzen, den Schnitt schräg, nicht quer oder der Länge nach, und nicht zu kurz durch die Vene führen ließ, damit sich das Blut möglichst im Strahl entleert. Dann kam es am sichersten zur plötzlichen Verminderung des Blutdruckes und den Erscheinungen, die man als günstige Zeichen begrüßte: leichte Anwandlung von Ohnmacht, Schweiß und freieres Atmen. Die Ohnmachtsanwandlung brauchte man nicht zu fürchten, sie verlor sich, sobald der Kranke in die Rückenlage gebracht wurde. Schon Blutentziehungen von 150 bis 200 Gramm wirkten erleichternd, aber auch pfundweise wurde das Blut beim Aderlass und durch Blutegel ohne schädliche Folgen den Leuten abgezapft.

In der Vorliebe für den Aderlass und die Blutentziehungen ist die Volksmedizin, wie so oft, nur die Bewahrerin alter wissenschaftlicher Traditionen der Heilkunde, über die diese selbst in ihrer modernen Entwicklung hinweggeschritten ist. Zwei Jahrtausende lang, seit den Zeiten der altindischen und altgriechischen Medizin bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts galten der Aderlass und die Blutentziehungen unbestritten als ein souveränes Mittel der Krankenbehandlung. Gerade im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts wurden Aderlass und Blutentziehung noch von maßgebenden Aerzten häufig angewandt.

Seutzutage ist der Aderlass fast vollständig aus den Kliniken und Krankenhäusern verschwunden; es giebt Professoren, die nie einen Aderlass machten oder auch nur machen sahen. Wie erklärt sich dieser gewaltige Umschwung innerhalb der Wissenschaft und Praxis? Es waren die Führer der jungen Wiener Schule, namentlich Stoda und Diel, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Aderlass aus der Reihe der Heilmittel strichen, indem sie ihn bei den Krankheiten, wo er früher unbedingt geboten schien, als entbehrlich oder schädlich nachwiesen. Die Blutvergandung und ihre schlechten Resultate mußten mit der Zeit zu einer starken Reaktion führen. Auch eine gewisse Blutscheu, die mit der größeren Nervosität unsres Zeitalters zusammenhängt, ließ Blutentziehungen als falsch erscheinen, vor denen schon zur Zeit ihrer Blüte erfahrene Irrenärzte bei gesteigerter Reizbarkeit des Gehirns gewarnt hatten. Andererseits hat die moderne Hygiene und Körperpflege, die Uebung der Muskeln durch Bewegung, Schwimmen und andren Sport, die gesteigerte Anwendung von Wasser, Luft, Licht und der physikalischen Heilmethoden, eine zweckmäßigere Diät vielfach die sogenannten Frühlingskuren durch den Wegfall ihrer körperlichen Vorbedingungen entbehrlich gemacht.

Es scheint jedoch, daß man, wie so oft in der Heilkunde, aus der Uebertreibung in der einen Richtung ein wenig in die Uebertreibung nach der andren, der allzu großen Wutspahn, geraten ist. Wenigstens mehren sich neuerdings die Stimmen aus dem ärztlichen Lager, die Blutentziehungen und Aderlass bei gewissen Leiden als sehr

nüßliche Mittel rühmen. Als sie kann gelten, daß bei drohender Ueberflutung der Lungen, bei Sticnot, in manchen schweren Formen der Lungennizündung, bei Hirnentzündung und einigen anderen Leiden ein Aderlaß oberhalb der Brust geradezu lebensrettend und befreiend wirkt, wie kein anderes Mittel, und zwar augenblicklich, wie durch Zauberkrast. Namentlich Adolph Kufzmaul, der berühmte Kliniker, hat nachdrücklich auf diese Wirkungen hingewiesen. Er betonte dabei, wie unglaublich die Häufigkeit der früher verordneten Blutentziehungen uns heute erscheint. Einer kräftigen Birgersfrau hatte ihr Hausarzt wegen einer angeblichen Hirnentzündung und daran sich anschließenden Unterleibsentzündung in sechs Wochen siebenmal zur Ader gelassen und 60 Blutegel gesetzt. Sie stand in den fünfzigern und erreichte ein Alter von 83 Jahren.

Eine ganz merkwürdige Anwendung haben neuerdings die Aderlässe bei Bleichsucht gefunden. Man sollte meinen, daß die blutarmen Mädchen und Frauen jeden Tropfen ihres Blutes für sich behalten müßten. Aber Blut ist nur einmal ein ganz besonderer Saft! Ungläubig schüttelte man zunächst den Kopf, als einzelne Aerzte, wie Dyes, Schubert u. a., vom Aderlaß in manchen schweren Fällen von Bleichsucht überraschende Erfolge gesehen haben wollten. Wie mit einem Zauberfalsche seien die Beschwerden verschwunden, reichlicher Schweißausbruch, ein wunderbares Gefühl von Wohlbehagen und Leichtigkeit eingetreten, die Blutbildung mächtig angeregt worden. Aber die Erfolge wurden von vielen Seiten bestätigt, und heute ist der Aderlaß bei Bleichsucht, wenngleich vielfach angefochten, doch in die Reihe der Legitimen Mittel der Behandlung eingereiht, ob dauernd, muß die Zukunft entscheiden.

So ist die uralte Heilmethode des Aderlassens in neuester Zeit auch in der wissenschaftlichen Medizin wieder mehr zu Ehren gekommen und wird in der beschränkten Anwendung, wie sie die Erfahrungen der modernen Medizin bedingen, allem Anschein nach sich wieder mehr einbürgern. Noch zäher aber werden die Frühlingskuren des Landvolkes in ihrer drastischen Form sich erhalten, denn die Volksmedizin wurzelt in ihren Vorzügen wie in ihren abergläubischen Auswüchsen tief im Empfinden, in Sitte und Brauch des Volkvolkes, das die alte Methode wie ein heiliges Vermächtnis hütet. —  
Dr. med. Georg Korn.

## Kleines feuilleton.

k. Ein chinesisches Theater in New York. Eine Merkwürdigkeit von New York ist das ständige chinesische Theater, das bei der starken Einwanderung von Söhnen des himmlischen Reiches seit zehn Jahren eingeht und jetzt unter der Leitung des amerikanischen Managers Cavanagh steht. In einem alten Gebäude in Doyers Street, in dem vor dreißig Jahren Warnums großes Museum und seine Menagerie untergebracht war, wird jetzt jeden Abend ein chinesisches Drama gespielt. Dieses amerikanische Theater wird von der Chinesischen Gesellschaft dramatischer Künste" jenseits des Stillen Oceans regiert, und fast in jedem Stück folgt die amerikanische Leitung dem aus dem Orient gesandten Verzeichnis. Das chinesische Theater in New York verfügt nicht gerade über einen einladenden Raum; es hat eine niedrige Decke, ist trübe erleuchtet und hat vier bescheidene Logen und viele Reihen Bänke mit hohen Rücken und niedrigen Lehnen. Auffällig ist das Fehlen des Rampenlichtes, des Vorhangs, der Scenerie und des Orchesters vor der Bühne; auch fehlt der Beifall. Statt dessen steigt der Tabakrauch aus allen Arten seltsamer, von den Zuhörern gerauchter Pfeifen. Auf einer Seite des Theaters hat ein Chinese einen Verkaufsstand, an dem der Hungerige seinen Appetit mit Konfekt und Apfelsinen stillen kann. Vor der Bühne befindet sich eine Reihe Gasflammen in Drahtgestellen; an Regentagen ist der Fußboden dicht mit Sägespänen bestreut. Das Stück beginnt um 7 Uhr. Zu dieser Zeit kostet das Eintrittsgeld 50 Cents; es fällt um 8 1/2 Uhr auf 35 Cents und um 9 1/2 Uhr auf 25 Cents. Diese gleitende Preiskala ist wegen des Fehlens einer Galerie eingeführt worden. Das Stück ist immer religiös oder geschichtlich. Je erregter ein chinesischer Schauspieler ist, um so lauter ertönen die Beder, um seinen Gemütszustand auszudrücken, und das Ahee Yin, ein zweifaltiges Instrument, quiert so schrecklich, daß man sich die Ohren zuhalten möchte. Obgleich das chinesische Orchester den Schauspielern das Stichwort giebt und in gewissem Maße ihre Empfindungen ausdrückt, spielt es einen Akt drummen und den nächsten draußen und wird nur als ein notwendiges Uebel angesehen. Der Dirigent gebraucht zum Takt schlagen zwei kleine Stöcke und einen schweren Stein, und wenn keine Musik nötig ist, trinkt er Thee oder raucht, während die Musiker von dem Theatersüß vor ihnen nichts mehr zu merken scheinen. Ueber die Bühne ohne Vorhang und unter gelbem Papier mit chinesischen Schriftzeichen hindurch, und schließlich durch eine ganz schmale Thür gelangt man in das Ankleidezimmer, das etwa sechs zu zwölf Fuß groß ist. Zwei Gasflammen berlehen sich fast in dem Dunkel von der hohen Decke, und in diesem trüben Raum steht der Toiletteisch, an dem sich 35 Schauspieler schminken. Eine Bank bildet diesen Tisch. Sie ist etwa zwei Fuß breit, und zahlreiche Zinktafeln und kleine Pinsel liegen darauf, dazu Pflasterchen aus weißem Papier und zwei trübe Spiegel, in denen man sich kaum sehen kann. Die weißen Pflasterchen gehören dem Tragöden; er bringt eins traditionell über dem Kopf an. Da es nur

wenige Schauspielerinnen giebt und diese nur mit den Statisten rangieren, muß der Schauspieler, der weibliche Rollen spielt, eine Perücke tragen und sich einmal monatlich über der Stirn und zwischen den Augen rasieren lassen, da das Gesicht sehr glatt sein muß. In der Regel läßt sich nämlich der Chinese nur zwei- oder dreimal jährlich rasieren. Außerdem muß er eine kleine Figur, weibliche Stimme und Bewegungen und ein pikantes, zierliches Benehmen haben. Ein Schauspieler Lee Toh begann seine Laufbahn mit vielversprechenden Leistungen; er wurde aber zwei Zoll größer, als für weibliche Rollen vorgeschrieben ist, und trotz seiner prächtigen Stimme muß er wegen dieser unglücklichen zwei Zoll kleinere Rollen spielen, Schuhe ohne Sohlen tragen und sich mit einem kleineren Gehalt begnügen. Das Garderobenzimmer macht zuerst den Eindruck eines Trödeladens. Verbrauchte und beschmutzte Gewänder hängen an allen Arten Haken umher, selten geformte Schuhe liegen aufgehäuft da, und alles scheint unordentlich. Die reichen und schönen Gewänder mit Gold und Stickereien in phantastischen Mustern aber werden, obgleich sie einige vierzig Jahre alt sind, gewissenhaft jeden Abend in einen eisenbeschlagenen Koffer geschlossen. Zwei Garderobiers müssen die Kostüme reinigen und ausbessern lassen; sie verwalten oft Sachen im Werte bis zu 200 000 M. Die einfachen Kleider der 20 Statisten sind 24 000 M. wert. Die nach New York kommenden Kostüme sind aber aus dritter Hand. Sie werden für das königliche Theater in China frisch gemacht und in den vor dem Kaiser gesungenen Opern getragen. Sind sie dort 20 Jahre gebraucht, so kommen sie nach Kalifornien, werden in den dortigen Theatern 15 Jahre gebraucht, und wenn sie nach New York gelangen, sind sie immer noch reich und schön. Durch eine kleine Thür im Ankleidezimmer gelangen die Schauspieler zu einer Rettungsleiter und über diese in das Haus, in dem sie wohnen. Außer freier Wohnung erhalten sie von der Gesellschaft Beköstigung, und auch der Barbier wird ihnen gestellt. —

## Medizinisches.

en. Eine Krankheit der Nasenflügel. Mit vollem Recht wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Atmung möglichst durch die Nase und nicht durch den Mund erfolgen soll. Beim Durchgang durch die Nase wird die Luft nicht nur zur Aufnahme in die Lunge in geeigneter Weise vorgewärmt, sondern es bleibt auch in der Nase viel von den Unreinlichkeiten der Luft, sowohl Staub als auch mitunter schädliche Bakterien zurück. Es ist daher nicht unbedenklich, wenn die Nase für die Atmung unbenutzbar wird. Das kann selbstverständlich durch verschiedene Arten von Nasenverstopfung eintreten, aber auch durch eine krankhafte Veränderung der Nasenflügel, die gar nicht selten vorkommt. Manche Menschen haben schon an sich enge Nasenlöcher, und sie sind dieser Erkrankung, wenn man sie so nennen soll, am ehesten ausgesetzt, die darin besteht, daß bei jeder Atmung die Nasenflügel so angefaugt werden, daß die Luft nur sehr schwer oder überhaupt garnicht in die Nase eintreten kann. Bei leichteren Graden des Leidens macht sich die unangenehme Erscheinung nur bei stärkerer körperlicher Anstrengung bemerkbar, z. B. beim Treppen- oder Bergsteigen; es kann aber auch bis zu einer vollständigen Unmöglichkeit der Nasenatmung fortschreiten. Dr. Menzel bespricht in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" die „Nasenflügelanfaugung" und gleichzeitig auch ihre Behandlung. Man wußte bisher mit diesem Leiden wenig anzufangen und beschränkt sich gewöhnlich darauf, durch Anwendung eines kleinen Instruments die Nasenflügel zwangsweise offen zu halten, was jedoch für den Patienten höchst lästig ist, einmal wegen der unangenehmen Empfindung und zweitens wegen der peinlichen Sichtbarkeit des Fremdkörpers. Die neuerdings mehrfach zur Beseitigung von Entstellungen der Nase angewandten Paraffineinspritzungen scheinen auch hier einen vorzüglichen Erfolg zu haben und andre schwierigere Eingriffe die gelegentlich gleichfalls zur Hebung des Uebels geführt haben, überflüssig zu machen. —

## Humoristisches.

— Ein angenehmer Gast. Birt (eines Wade-Hotels, der bei der Table d'hôte persönlich herumreicht): „Etwas Spargel gefällig?"  
Gast: „Spargel? Damit haben Sie bei mir kein Glück, davon nehme ich dreimal wenigstens!" —  
— Ein poetisches Hilfsbuch. Dichter: „Was ich mache? Ich notiere mir Stoff zu einem Frühlingssiede."  
Freund: „Aus dem Handelsregister?"  
Dichter: „Gewiß, sieh' her: Frühling und Sommerschein; Blütenduft und Verdenkschlage; Nachtigall und Rosenstrauch; Grünbaum und Wasserquell; Liebesherz und Sängler; Freudenprung und Lustig; Sorgenlos und Selig." —  
— Eine sonderbare Tischler-Rechnung.  
Ein Schrank, rechts zur Wäsche, links zum Aufhängen 30.— M.  
Einen Fußtritt für die Frau Gemahlin . . . . . 1,50 „  
Einen Ofenauffatz für den Herrn, der durchgebrannt  
war . . . . . 1,50 „  
Eine Kaffeemühle für die Köchin, die verdreht war . . . 1.— „  
Summa: 34.— M.  
(„Lustige Blätter.")